milden, anstatt zu erfrischen. Nimmt man dann eine eiskalte Dusche, so hat man alles getan, was man lieber vermeiden sollte. Ein wohltemperiertes Vollbad, mit einer angenehmen Essenz gewürzt, spült den Staub, Schmutz und Schweiß aus den Poren und ist ein Lebenselixier für den ganzen Menschen.

Die gründliche Gesichtsreinigung nimmt man am besten mit einer 50prozentigen Mischung von Aether und Alkohol vor. Da dieses Mittel der Haut jedoch sehr viel Fett entzieht, muß man der Haut nachträglich wieder Fett zuführen.

Die Hand manikürt man möglichst nicht nur einmal wöchentlich, sondern kontrolliert sie jeden Tag, um eventuelle Unebenheiten am Nagel oder der Nagelhaut zu beseitigen.

Fußpflege ist ganz besonders wichtig bei den Menschen, die viel laufen oder stehen müssen. Um allen Unannehmlichkeiten zuvorzukommen oder um sie schnellstens zu beseitigen, gönnt man den Füßen täglich ein Seifenschaumbad, massiert sie mit Oel oder reibt sie mit Kräuterfranzbranntwein ein. So begegnet man auch der Gefahr des Schweißgeruches, der sich bei Ueberanstrengung leicht einstellt.

Da kurzes Haar sehr schnell fettet, wäscht man es einmal wöchentlich. Außer den vielen Haarseifen und Shampoon kann man auch Seifenflocken auflösen und mit Essig nachspülen, der sehr gut die Seife aus den Haaren löst und vorzeitiges Ergrauen verhindert.

Auch die geplagteste Frau sollte niemals vergessen, daß ihr Körper ein zu kostbares Gut ist, um ihn gedankenlos zu vernachlässigen. Ihn zu pflegen, ihn jugendlich und elastisch zu erhalten, muß das Bestreben jedes Menschen sein, ganz besonders jeder Frau, die nicht nur „ihren Mann" stehen muß, sondern auch noch dem Mann eine tapfere Kameradin, ihren Kindern eine allzu bereite Mutter sein soll.

Sybill.

Abendblusen — eine zeitgemäße Mode

Wird es im kommenden Winter nicht zum neuen Abendkleid reichen — und es wird bestimmt nicht reichen — reicht es vielleicht zur Bluse. Man wird sie zu kleinen Gesellschaften, tragen, zu Festlichkeiten im Hause, zu Theatern und Konzerten.

Sie wirken sehr elegant und angezogen, diese neuen Abendblusen und haben durchaus nichts Behelfsmäßiges. Im Gegenteil: ganz offizieller Stil, wie wir es für die Bluse, dieses inoffiziellste Kleidungsstück, überhaupt noch nicht gekannt haben: kleines Dekolleté, winzige Flatterärmel oder überhaupt keine, Metall- und Perlenstickereien und Brokateffekte. Als Material werden weiche Seiden verarbeitet: Georgette, Marocain, ein ganz neuer, stumpfer Velour, sowie Velour chiffon und Spitzen. Kurz, alles, was abendlichen Charakter hat. An Farben: neben Pastellfarben viel grün, vom weichsten nilgrün bis zum herbsten russisch, alle erdenkbaren Blaus und schwarz und weiß. Aber die Farben haben augenblicklich weniger Bedeutung als der Schnitt und die Zusammenstellung. Diese Abendblusen sollen durchweg über dem Rock getragen werden, als kurze Kasacks, leicht gegürtet oder gescheppt, dazu ein weichfallender schwarzer Seidenrock, der in kleinen Stehplissees gebrannt ist und mit allerhand Drum und Dran (wenn auch nicht allzuviel) an modernem Schmuck, den die unbekleideten Arme und der Hals erfordern. — Für Frauen, die im Schrank noch ein paar kurze, knappe Abendkleidchen von früher hängen haben, mit denen bisher nichts zu beginnen war, ist diese Blusenmode ein direktes Geschenk des Himmels. Jedes Kleid wird eine neue Abendbluse, und mit zweien oder dreien und einem plissierten, schwarzen Seidenrock wird man im nächsten Winter ganz gut bestehen können.

cht.

Die Detektivin

Es soll hier nicht von der im Kriminaldienst ausgebildeten Beamtin die Rede sein, sondern von der Verwendungsmöglichkeit von Frauenkräften bei nicht amtlichen Ermittlungsbüros und Auskunfteien. Solche Unternehmungen haben von Zeit zu Zeit Bedarf an Frauen, deren Scharfsinn, gute Beobachtungsgabe und Takt ihnen gute Dienste zu leisten vermag.

Eine ausgesprochene Ausbildung kommt hier nicht in Frage. Alles ist Eignungssache. Voraussetzung ist weitgehende Menschenkenntnis und praktische Lebenserfahrung, so daß dieser Beruf, wenn er als solcher anzusprechen ist, nicht für ganz junge Kräfte in Frage kommt. Diesen Voraussetzungen muß sich eine gute Gesundheit anschließen, denn die Betätigung als Detektivin ist anstrengend und stellt hohe Anforderungen an Ausdauer und körperliche Leistungsfähigkeit. Kommt es doch nur zu oft auf ein stundenlanges Stehen heraus, bei dem die Schärfe der Beobachtungsmöglichkeit durch keinerlei Ermüdungserscheinungen beeinträchtigt werden darf. Intelligenz, d. h. ein gewisses Fingerspitzengefühl für das jeweils Wesentliche, dazu Kombinationsgabe und Geistesgegenwart sind unerläßlich.

Durchaus nicht immer bietet die Arbeit Anregendes, Spannendes. Unsummen von kleinen Beobachtungen sind zu machen, lange Wartezeiten sind oft erforderlich, um nur zu geringen Ergebnissen zu kommen.

Alles Auffallende in der persönlichen Erscheinung muß vermieden werden. Wuchs, Kleidung usw. müssen stets die Durchschnittslinie halten, denn die Detektivin darf niemals auffallen.

Für die Wenigen, die diesen Anforderungen in allem gerecht zu werden vermögen, bietet diese Betätigung keine ungünstigen Verdienstmöglichkeiten.

N. T.

Die Pflaumenzeit ist da

Pflaumen zählen zu dem beliebtesten Einkochobst. Nach folgenden Rezepten halten sie sich gut — auch ohne Weckapparat.

1. Gut ausgereifte Pflaumen werden mit einem sauberen Tuch abgerieben. Mit ½ Pfund Zucker auf ein Pfund Früchte und wenig ganzem Zimt werden die Früchte dann in einen Steintopf gepackt und in einen mäßig warmen Kochofen geschoben. Sie bleiben mehrere Stunden stehen, bis sich so viel Saft gebildet hat, daß die Pflaumen bedeckt sind. Nach Abkühlung der Pflaumen legt man ein in Rum getränktes Stückchen Pergamentpapier darauf und bestreut dasselbe mit Salizylpulver. Auf 10 Pfund Früchte ein Päckchen. Luftdicht dann mit Pergamentpapier verschließen.

2. Man trocknet die Pflaumen mit einem sauberen Tuche ab, aber nicht waschen, entkernt sie vorsichtig, gibt dann immer eine Lage Pflaumen, eine Lage Zucker in einen Topf und läßt sie über Nacht stehen. Am nächsten Tag gießt man Wasser darüber und läßt Pflaumen und Zucker sieben Minuten kochen. Hierauf füllt man die Pflaumen in Gläser und verschließt sie luftdicht mit Pergamentpapier.

3. Die Pflaumen waschen und entkernen. Zu 4 Pfund Pflaumen 1 Pfund Zucker geben, dann 15—20 Minuten kochen lassen. Wenn die Pflaumen erkaltet sind, wird auf 10 Pfund Pflaumen 1 Oetker Salizylpulver durchgerührt.

4. Von frischgepflückten Pflaumen, welche recht reif sein müssen, schneidet man die Stiele ab und wischt sie mit einem sauberen Tuche rein. Zu 4 Pfund Pflaumen verkoche man 2 Pfund Zucker und ¾ Liter Weinessig, setze den Essig mit dem Zucker, 8 Gramm Zimtrinde und 8 Gramm Gewürznelken aufs Feuer und gieße diese Flüssigkeit, sobald sie kocht, über die Früchte, welche man über Nacht stehen läßt. Am anderen Tage wird der Essig abgegossen, aufgekocht und wieder über die Pflaumen gegossen. Am dritten Tage legt man die Pflaumen in den kochenden Essig und läßt sie kochen —, bis sie platzen. Gibt sie dann mit einem Löffel in die Gläser, läßt den Essig dicker einkochen und gießt ihn über die Pflaumen, welche vortrefflich sind und sich jahrelang darin halten.

Bertha R.

Furcht vor falschen Zähnen

Wenn eine junge Frau sich über den ersten falschen Zahn Sorgen macht, so ist das noch zu verstehen, obwohl in unserem Zeitalter der Schminke, des Lippenstiftes, der künstlichen Augenbrauen und anderer „Verschönerungen" solche kleinen Ersatzreize etwas ganz Gewöhnliches sein müßten. Dagegen sollte eine Siebzigjährige über alle solche Eitelkeiten erhaben sein. Frau Pinfield aus Canonbury (England) dachte anders. Bis in ihr achtes Jahrzehnt hinein hatte sie ihr natürliches Gebiß behalten dürfen, und nun mußte sie doch zum Zahnarzt und sich zwei Zähne durch künstliche ersetzen lassen. Die Arbeit war tadellos, und doch glaubte die alte Dame, jeder müßte auf den ersten Blick erkennen, daß sie falsche Zähne trug. Dieser Gedanke wurde bei ihr zur fixen Idee, die sie allmählich aus dem geistigen Gleichgewicht brachte. Alle Vorstellungen und Gegenbeweise ihres Mannes und ihrer Familie nützen nichts. Ihre Manie steigerte sich von Tag zu Tag, und weil Frau Pinfield schließlich glaubte, sie könnte mit ihren falschen Zähnen das Leben nicht länger ertragen, warf sie es von sich und ließ sich vom Zug überfahren.

Erprobte Rezepte

Pfefferlinge (Pfifferlinge, Gelblinge). (Für 3 Personen.) Zutaten: 2 Pfund Pfefferlinge, 1 Zwiebel, 50 g Speck, 1 Maggi's Fleischbrühwürfel, 1½ Eßlöffel Mehl, Salz, Pfeffer, feingehackte Petersilie.

Zubereitung: Man richtet die Pilze sauber vor, wäscht sie sorgfältig und gibt sie in ein Sieb zum Abtropfen. Unterdessen brät man den in ganz kleine Würfelchen geschnittenen Speck aus, gibt die feingehackte Zwiebel und die Pilze hinein, dünstet sie unter Umrühren gut durch, überstäubt sie mit dem Mehl, rührt wieder gut durch, gießt gut ¼ Liter Wasser darüber, löst Maggi's Fleischbrühwürfel darin auf und läßt das Gemüse nun weich schmoren. Beim Anrichten schmeckt man nach Salz und Pfeffer ab und zieht die gehackte Petersilie darunter. Sehr verfeinert wird das Gemüse durch Zugabe einiger Eßlöffel Sahne (Rahm).

O. K.

Schmorgurken. (Für 4 Personen.) Zutaten: 3 Gurken, 1 Zwiebel, 60 g Speck, ½ Liter Fleischbrühe aus 2 Maggi's Fleischbrühwürfeln, Prise Zucker, etwas Salz, Pfeffer, gewiegte Petersilie, ein Teelöffel Weizenmehl, 1 Teelöffel Zitronensaft.

Zubereitung: Die Gurken werden geschält, durchgeschnitten, von allen Kernen befreit und dann in gleichmäßige Stücke geschnitten, die in der Fleischbrühe garschmoren müssen. Der Speck wird kleinwürflig geschnitten, ausgebraten, die kleingeschnittene Zwiebel und ein Löffel Mehl darin gar gedünstet, worauf man von der Gurkenkochbrühe soviel zusetzt, daß eine sämige Soße entsteht, die man nach Salz, Pfeffer, Zucker, Zitronensaft abschmeckt, 1 Teelöffel gewiegte Petersilie zusetzt und die Gurkenstücke darin noch kurze Zeit durchschmoren läßt.

L. H.

Rubinreis, eine aparte Beigabe zu Wildgerichten. (Für 4 Personen.) Zutaten: 250 g Reis, 1 Flasche leichter Rotwein, 2 Löffel Johannisbeergelee, etwas abgeriebene Apfelsinenschale und Saft einer Apfelsine, eine Messerspitze Mostrich, 15 Tropfen Maggi's Würze.

Zubereitung: Der Reis wird in Rotwein mit dem Johannisbeergelee, der Apfelsinenschale und dem Apfelsinensaft dick und körnig ausgequollen, zuletzt schmeckt man ihn mit einer großen Messerspitze voll Mostrich, etwas Salz und 15 Tropfen Maggi's Würze ab. Er hat einen rubinroten Schein, schmeckt würzig und kräftig und wird gern zu allerhand Wildgerichten als „etwas Besonderes" gereicht.

L. H.

Vogtländer Kartoffelklöße. (Für 6 Personen.) Ungefähr 10—12 mittelgroße, gekochte, kalte Kartoffeln werden gerieben. Dann gibt man 125 g groben Grieß, Salz, Pfeffer, etwas Muskat und, wenn man es liebt, fein geschnittene, in Butter gedämpfte Petersilie und ein wenig Zwiebel zu und mengt alles durcheinander. 1 Weißbrötchen wird in kleine Würfel geschnitten und diese in wenig Butter goldgelb geröstet. Darauf fügt man diese Brotwürfel, ebenso 2 Eier den geriebenen Kartoffeln bei und mengt die Masse, nachdem man sie noch durch 8—10 Tropfen Maggi's Würze verfeinert hat, gut durcheinander. Hieraus formt man gleichmäßig große Klöße und kocht diese etwa 10 Minuten in siedendem Salzwasser. Man nimmt die Klöße mit dem Schaumlöffel vorsichtig heraus und gibt sie zu Tisch

Büchertisch

Daheim, 67. Jahrgang, Nr. 51. Dieses Heft leuchtet dem Leser farbenprächtig entgegen. Aus dem Innern Afrikas stammt eine Folge phantastischer Bilder, am Tsadsee unter gleißendster Sonne gemalt. Jasper von Oertzen, lange als deutscher Kommandant dort stationiert, schrieb zu ihnen den Aufsatz: „Von den Moras zu den Fulbes". Wie ruhig ist daneben Paul Enderlings Erzählung: „Der alte Astronom" aus dem Danzig des Einst, ihr Ton ist ernst, während Fedor von Zobeltitz in seinem Roman „Die unruhigen Mädchen" die heitere Note vertritt. Einen Blick in den Aufbau des [illegible]en Weltreiches gibt Richard Brey, Heinrich Schmidt führt hinter die Kulissen der Berliner Museen, eine Plauderei „Ja, das ist doch . . .?" zeigt die Welt im Vergrößerungsglas. Ueber Zimmervermieten spricht Clara Arndt, über waschbare Teppiche Lotte Zielesch; man liest über den Aal in der Küche, über das Taschengeld der Kinder, über Charme — als Unterrichtsfach und viele andere Themen, die sowohl den Hausherrn wie die Hausfrau interessieren. Reicher Bildschmuck begleitet den Leser. Der Preis des Daheim beträgt 50 Pfennig.

Verantwortlich H. Semmelmann, Altena.
Druck und Verlag: P. A. Sank, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 36 Altena, den 22. September 1931

Wie helfen wir uns?

Wie helfen wir Frauen und Mütter uns aus den Nöten der Zeit heraus?

Denn daß den meisten unter uns gegenwärtig ein Höchstmaß dessen aufgebürdet wird, was wir seelisch und körperlich zu leisten imstande sind, darüber sind wir uns wohl klar. Und nun — was können wir tun, um in dem immer härter werdenden Kampf nicht zusammenzubrechen, um von den unzähligen Alltagssorgen nicht zermürbt zu werden? Denn wenn es sich auch tatsächlich gerade an den Frauen der Gegenwart einmal wieder bewahrheitet, daß „mit den Aufgaben auch die Kraft wächst", — schließlich muß doch ein Ursprung für diese Kraft da sein, und vielleicht ist es möglich, einen Wegweiser zu geben, der uns zu dieser Kraftquelle führt.

Es ist nicht der Standpunkt eines Idealisten, sondern eine nüchterne Tatsache, daß — je mehr ein Mensch äußerlich verarmt — er um so reicher im Innern wird, oder — drücken wir uns vorsichtiger aus — er um so mehr sich selbst gehört und auf sich selbst angewiesen ist.

In die Praxis umgesetzt bedeutet das gemeinhin für uns: Je mehr sich alle Zerstreuungen außerhalb des Hauses für uns verbieten, um so mehr sind wir gezwungen zu einem Leben zwischen unseren vier Wänden. Kann es nicht behaglich gemütlich daheim sein? Trotz aller niederdrückenden Stürme da draußen? Liegt nicht am Ende sogar etwas ungeheuer Wertvolles darin, daß vieles, was jahrelang verschüttet lag, wieder aufersteht?

Aber das ist Sache der Hausfrau und Mutter, hier neu aufzubauen und mit seinem Fühlen und mit geschickter Hand einen Weg zu bahnen, auf dem sie sich und ihre Angehörigen zu neuem, frohen Leben führt. Ein paar Abende in der Woche, die alle Familienmitglieder zu schlichter, schöner Hausmusik, diesem Stiefkind unserer Zeit, vereint, wäre das nicht schön? Denn darin kommt uns ja die Zeit zu Hilfe, daß sie das Familienleben, das wahrhaftig im argen lag, wieder neu erstehen läßt. Ein Leseabend, an dem zugleich gehandarbeitet wird — ein Kreis unter lieben Freunden daheim, ohne jede großen Ausgaben, vielleicht nach dem Abendbrot, nur aus dem Gefühl heraus, ein wenig von der alten, lieben Geselligkeit zu pflegen — Vielleicht bleibt auch ein Abend dafür, daß jeder ihn ausfüllt mit — Briefschreiben! Kennen wir das überhaupt noch? Ist das nicht altmodisch?

Zugegeben, diese Umstellung bedeutet ein klein wenig, daß wir etwas aus alten Zeiten wieder hernehmen, und — dem modernen Menschen liegt das wahrhaftig nicht; wenn es ihm aber aufgezwungen wird, dann soll er sich das Gute daran herausnehmen und nicht im starren Festhalten an Prinzipien sich um wirklich Schönes und Wertvolles bringen! Alles mögliche Alte wird wieder auferstehen, ob wir wollen oder nicht, manches, über das der Tempomensch der Gegenwart lächelt, wird wieder zu Ehren kommen. Und den Vorteil haben wir tatsächlich davon: Die Menschen im allgemeinen werden, wenn sie wirklich diese lange vergessenen und belächelten Güter und Gewohnheiten wieder aufnehmen, zugleich lernen, nach dem Prinzip zu leben: Einer trage des andern Last.

Ihr Frauen und Mütter, euch ist der Schlüssel in die Hand gelegt, ihr vermöget unendlich viel, hier zu wirken und aufzubauen und ihr selbst werdet die ersten Nutznießer dieser Umwandlung sein, sie wird euch eine Quelle der Kraft werden, die ihr so bitter nötig habt für euren schweren Beruf. Eins freilich darf nicht vergessen werden: Frei von niederdrückenden, zermürbenden Fragen müssen diese Abende sein, weder Politik noch die allgemeine Notlage darf auch nur gestreift werden, das wird zur Bedingung gemacht. Nur so werden sie Harmonie ausströmen, werden von Licht und Freude durchflutet sein und ihr Schein wird ausreichen, die grauen Schatten des Alltags zu scheuchen.

Lu Waaener.

Uebergangszeit

Der Herbst ist da. Nicht mit sonnenklaren Tagen, die zum Wandern und Bewundern des Erntesegens einladen, sondern mit Sturm und Regen ist er gekommen und das Thermometer zeigt morgens oft nur einige Grad Wärme.

Jetzt hat es die Mutter schwer, das Heim den Ihrigen behaglich zu machen, denn die Heizung wird erst am 1. Oktober angestellt oder die Kohlen sollen nach Möglichkeit geschont werden. Aber Mutter weiß immer Rat. Zunächst kommen alle Doppelfenster und Doppeltüren an ihren Platz. Die Fensterdecken werden geklopft und aufgehängt. Hat die Wohnung Oefen, so entschließt sich die Mutter doch, den Wohnzimmerofen anzuheizen. Mancher alte Kram, Kartons, Kisten und Leisten, hat sich den Sommer über angesammelt, der mit einigen Kohlen zusammen den Ofen erwärmt. Sind keine Oefen vorhanden, so tut eine Heizsonne oder ein elektrischer Ofen den gleichen Dienst.

Kommen Mann und Kinder abends naß und durchfroren nach Haus, so liegen trockene Strümpfe und Hausschuhe, sowie der bequeme Hausrock des Vaters bereit. Mutter hat als Diplomatin den Küchenzettel sorgfältig überlegt, denn sie weiß aus Erfahrung, daß ein einfaches, wenig beliebtes Gericht bei schönem Wetter viel leichter rutscht, als wenn alle den Tag über unter der Witterungsunbill gelitten haben. Nach dem Essen rückt man behaglich zusammen. Eins der Kinder faßt den Ofen an: „Au, Mutter hat geheizt!" Schon durch diese Gewißheit wird allen noch einmal so warm.

Gut ist es auch, wenn die Mutter rechtzeitig an die Instandsetzung der Wintergarderobe gedacht hat. Hängt alles in fleckenloser Reinheit durch einen neuen Kragen oder sonstige Kleinigkeit aufgefrischt da, so entschließen sich die Kinder schon aus Eitelkeit viel schneller, die warmen Sachen anzuziehen. Manche Erkrankung wird dadurch vermieden, denn in der Uebergangszeit erkältet man sich schneller, als bei wirklicher Winterkälte, auf die sich dann der Körper eingestellt hat. Für unsere Backfische, die um jeden Preis „schlank" sein wollen, sei auf die sogenannten Schläuche verwiesen. Es sind dies mit weicher Wolle auf sehr dicker Ringnadel lose gestrickte Prinzeßröcke, die nur die notwendigste Weite haben, sich dem Körper wundervoll anschmiegen und dadurch nicht auftragen. Auch die Jungens haben für warme Unterkleidung oft mehr Sinn, als wenn sie zuviel überziehen sollen, was sie den andern als verpimpelt erscheinen lassen könnte.

L. Grabowski.

Landgräfin Elisabeth von Thüringen das Urbild sozialer Liebestätigkeit

Sie ist im besten Sinne des Wortes eine Nationalheilige, die einzige volkstümlich gewordene Frauengestalt des deutschen Mittelalters, diese thüringische Landgräfin aus Ungarland, von der Meister Moritz von Schwinds Wartburg-Fresken nacherzählen, was Sage und Legende über ihren kurzen Erdenwandel berichten. Auch die geschichtlich beglaubigten Tatsachen lassen sie als vorbildliche deutsche Frau und Landesmutter erscheinen; obwohl sie väterlicherseits magyarischen Blutes war, wirkt sie wie die Verkörperung des christlich-germanischen Weiblichkeitsideales, mit ihrer Vereinigung von Gattenliebe, Hausfrauentum und jener Mütterlichkeit, die auch über den eigenen Hausbereich hinaus Fürsorge gewährt. Barmherzigkeit, die neben den seelischen Tröstungen auch die körperliche Labung nicht vergißt, erscheint als charakteristischer Zug dieser damaligen Heiligen; nicht [illegible] Grund hielten die bildenden Künstler von jeder daran fest, sie mit Kanne und Brotlaib, als Spenderin von Speise und Trank an Arme und Kranke, darzustellen. Als Gattin Landgraf Ludwigs von Thüringen hat Elisabeth ihre Mildtätigkeit besonders in den Hungerjahren 1225/26 durch großzügige Volksspeisungen auf der Wartburg betätigt, bei denen die landesväterlichen Kornkammern nicht geschont wurden. Täglich auch stieg sie zu Tal, um der Kranken zu warten, denen sie in Eisenach ein Spital errichtet hatte. Seltsam genug mochte dieses Treiben abstechen gegen das glanzvolle, lebensfreudige, das zuvor am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen herrschte, als das Kind Elisabeth, die dem Sohne bestimmte Gattin, daselbst erzogen wurde. Hier hatten berühmte Minnesänger gastfreie Bewirtung und einen Tummelplatz für weltliche Freuden gefunden, bis mit dem jungen Landgrafenpaar der Geist der neuen Zeit, die tiefe Religiosität jenes Geschlechts zur Geltung kam, das sich von den Lehren Franz von Assisis begeistern ließ. Eine der eifrigsten Verehrerinnen dieses Apostels freiwilliger Armut wurde Elisabeth, die sich der nach Deutschland gelangten ersten Franziskaner annahm und von ihren Forderungen zu eigen machte, was mit ihrer Lebensstellung und Gattinnenpflicht irgend zu vereinigen war. Erst als der Tod ihre überaus glückliche und harmonische Ehe gelöst hatte — Ludwig starb 1227 auf der Fahrt nach dem heiligen Lande an einer Seuche in Süditalien — vertauschte die zweiundzwanzigjährige Witwe ihre Fürstinnengewänder für immer mit der Franziskanerkutte, und alle irdischen Bindungen, auch die der Mutterliebe, mit denjenigen, welche das Ordensgelübde auferlegte. Der strengen Askese, der ihr harter Beichtvater Konrad von Marburg sie unterworfen hatte, konnte die zarte Frau jedoch nicht lange standhalten. Nur wenige Jahre noch verbrachte sie in Buß- und Andachtsübungen und Krankendienst zu Marburg, wo aus den vom Thüringer Hofe zurückerstatteten eigenen Vermögenswerten Elisabeths ein Hospital erbaut worden war, dessen Insassen sie gemeinsam mit ihren treuen Mägden pflegte. Schon im Jahre 1231 ist sie vierundzwanzigjährig in ihrem grauen Franziskanermantel zu Grabe getragen worden; dem letzten Besitz der Fürstin, die alle Habe auf dem Sterbebette den Armen zugeteilt hatte. Wenige Jahre danach beantragte Konrad von Marburg ihre Heiligsprechung, die Papst Gregor IX. vollzog. Zugleich erfolgte die Grundsteinlegung des herrlichen Domes, der über ihrem Grabe sich wölben sollte, und der als einzigartiges, einer edlen deutschen Frau von ihren Zeitgenossen gesetztes Denkmal und als schönste Hinterlassenschaft einer hochentwickelten, mittelalterlichen Baukunst in deutschen Landen die Jahrhunderte überdauert hat.

Wolf Marweln.

Tante Amalies „gute Stube"

Von Heinrich Schmidt-Besse.

Es sind zwar schon an die dreißig Jahre her, und doch packt mich noch immer eine Art von Grauen, wenn ich an Tante Amalies „gute Stube" denke. So alle sechs Monate machten wir der alten Dame unseren Besuch. Das war etwas wie eine Staatsvisite, auf die wir Kinder durch eine schier endlose Reihe von Appellen aller Art — Fingernägel, Hände, Ohren, Haare usw. — vorbereitet wurden. Schließlich standen wir zitternd und alles andere als vergnügt neben den Eltern vor Tante Amalies Wohnungstür, und dann wurden wir in die greuliche „gute Stube" geführt.

Ein muffiger Geruch, der an eine Gruft erinnerte, schlug uns entgegen. Das Licht wagte sich kaum in die tote Pracht hinein, die dort aufgestapelt war. Portieren, die nach Mottenpulver rochen, sahen aus, als wären sie der düstere Schmuck für einen Aufbahrungsraum.

Zu spät! Die Geschichte einer ungleichen Ehe von Frank Helmerding

Als Walter Habermann mit bereits vierunddreißig Jahren dank seiner Tüchtigkeit Teilhaber und Direktor eines bekannten süddeutschen Unternehmens geworden war, heiratete er eine zwölf Jahre ältere Witwe, der er oftmals beratend zur Seite gestanden und die er schließlich lieb gewonnen hatte. Angesichts des umgekehrten Altersunterschiedes erschien diese Ehe vielen Bekannten als so ungewöhnlich, daß sie ihre Bedenken nicht verhehlten. Die Liebe überwog jedoch alle Einwendungen. Direktor Habermann hatte im persönlichen Verkehr schon immer gereifte Menschen bevorzugt; obendrein befürchtete er, eine junge Frau würde zu viele Ansprüche an seine Zeit stellen und ihn von der oft übermäßigen Arbeit ablenken. Bei einer älteren Witwe aber setzte er von vornherein genügend Verständnis für sein Schaffen und seine Eigenarten voraus. Martha schien diesen Erwartungen zu entsprechen; sie offenbarte während der Verlobungszeit ein so anheimelndes, gütiges Wesen, daß sich Direktor Habermann während seiner Feierstunden in ihrer Nähe wie geborgen fühlte.

Das stille Häuschen am See war daher mit glückseligen Hoffnungen erfüllt, als die Vermählten nach ihrer Hochzeitsreise dort eingezogen waren. Doch nur zu bald umlagerten das Heim sichtbare Schatten. Martha, die in ihrer ersten Ehe eine rege berufliche Beschäftigung gewohnt gewesen war, langweilte sich, wenn der Gatte zu lange in dem nahe gelegenen Werk oder daheim am Schreibtisch arbeitete. Verkehr mit anderen Frauen oder sonstige Ablenkung suchte sie nur selten. Um so häufiger weilten ihre Gedanken bei ihrem jüngeren Bruder, der in der Heimatstadt das Geschäft ihres verstorbenen Mannes führte und in dieser kritischen Zeit ihre einstige Mithilfe sehr vermißte. Andererseits erschien ihr die äußerliche Behaglichkeit ihres jetzigen Heims angenehmer als die früheren häuslichen Verhältnisse; sie war frei von materiellen Sorgen und konnte ihrem Bruder sogar manchen Zuschuß zukommen lassen. Aber die Zufriedenheit fehlte. Wäre sie eine jener beneidenswerten Frauen gewesen, deren Frohnatur und mildes Gemüt sich allen Lebenslagen anpassen, so hätte sie sich selbst und ihren Gatten beglücken können. Doch gerade ihr Wesen war, im Gegensatz zur erwartungsvollen Verlobungszeit weder aufmunternd noch ausgleichend; es wurde schließlich empfindlich und launenhaft, um dann sprunghaft wieder freundlicher zu werden.

Diese Unsicherheit blieb ihrem Manne um so weniger verborgen, weil er während seiner Feierstunden sich nach angenehmer Ablenkung förmlich sehnte. Selten empfing ihn daheim ein ihn aufrichtendes Lachen, eine frohe Unterhaltung oder eine den Alltag verdrängende Ueberraschung. Abgespannt von Arbeit und Sorgen, die in kritischer Zeit doppelt fühlbar waren, mußte er sogar die Gespräche anregen und bei ihrem Versagen aufwallende Regungen unterdrücken. Sagte er jedoch in solcher Mißstimmung einmal ein herbes Wort, so waren Tränen oder heftige Vorwürfe die Folge.

Den Glauben an ein trautes Heim hatte Direktor Habermann im Laufe der Jahre aufgegeben; ihn erfüllte nur noch die schwache Hoffnung auf häuslichen Frieden. Er fühlte sich nicht vermählt, sondern vereinsamt! Und als er die Vierzig überschritten hatte, nahm ihn auch noch die Sehnsucht nach eigenen Kindern, die ihm seine Frau nicht schenken konnte, gefangen, so daß er schließlich einem seelischen Zwiespalt anheim fiel, dessen Auswirkungen ihn immer mehr zermürbten. Seine Schaffenskraft erlahmte zuweilen gerade dann, wenn er sie am meisten benötigte; der Betrieb ging zurück, und seine Umgebung mahnte ihn vergebens, endlich mehr an sich selber zu denken. Er fühlte sich eben zu sehr mitverantwortlich für diese ungleiche Ehe, die er mit Rücksicht auf seine Frau nicht zu lösen vermochte. Sogar die wenigen ihn aufrichtenden Stunden, die er dem frohen Gemüt eines jüngeren Mädchens verdankte, wurden hinterdrein von übertriebenen Selbstvorwürfen überschattet. Und doch hätte er sich lügen dürfen, daß im Verhalten seiner Frau die eigentliche Ursache des Zwiespalts lag: sie hatte die Erfahrungen einer Ehe hinter sich, war um zwölf Jahre gereifter als er und mußte insbesondere wissen, ob sie ein mehr oberflächliches Dasein mit einem nur heimischen Wirken eintauschen vermochte; ob sie also überhaupt ein solches Wagnis zum glücklichen Gelingen führen konnte. Leider entsprach es aber nicht ihrer Veranlagung, diese Erwägungen in den Vordergrund zu stellen und von sich aus eine Lösung der ungleichen Ehe zu veranlassen; vielmehr fühlte sie sich als eine unglückliche Frau, die von ihrem überlasteten Mann nicht genügend umworben wurde.

So verdunkelten die tragischen Folgen eines geduldeten Irrtums das Dasein zweier Menschen, die sich durchaus nicht zuwider waren, deren Liebe aber zu abwegig blieb, um ein echtes Nebeneinanderleben zu ertragen, jedoch zu schwach, um die Qual durch einen annehmbaren Ausgleich zu beenden. Ihre gegenseitige Rücksichtnahme auf das einstige Eheversprechen wurde unbewußt eine zukunftsverleugnende Rücksichtslosigkeit.

Einer von beiden mußte angesichts dieser ungleichen Gemeinschaft sich zur völligen Entsagung entschließen! Direktor Habermann kämpfte lange zwischen persönlicher Neigung und angeblicher Pflicht, bis er sich gewissermaßen selber opferte; er lenkte sich ab durch unermüdliche Arbeit, übersah daheim alle Schattenseiten, war freundlich und gesprächig, machte mit seiner Frau gelegentlich Reisen und erwies sogar ihrem bedrängten Bruder geschäftliche Hilfe. Martha konnte zwar ihrem Mann keinen Ersatz für die ihr mangelnde Frohnatur und jugendliche Hingabe bieten, aber sie fühlte sich zufriedener und betrachtete schließlich diese Scheinehe als einen auch ihren Gatten befriedigenden Dauerzustand. Dafür entging ihr im täglichen Zusammensein der fortschreitende Kräfteverfall ihres Mannes, der nach dem Ausscheiden seines Teilhabers das große Werk allein leiten und alle Sorgen der Notzeit auf die eigenen Schultern nehmen mußte. Auch ahnte sie nichts von seinem heimlichen seelischen Schmerz, den der Duell unerfüllter Hoffnungen unaufgesetzt nährte.

So verleitete ihre Gewißheit sie am zehnten Hochzeitstage, den sie im kleinen Kreise festlich begingen, sogar zu der etwas scheelsüchtigen Bemerkung: „Siehst Du nun ein, Walter, wie töricht mancher Deiner früheren Wünsche war?" — Der Gatte nickte nur und trank ihr zu. Er geriet schließlich in Zechlaune und wankte förmlich um zwei Uhr ins Bett.

Dort fand man ihn am nächsten Morgen tot. Ein Herzschlag hatte seinem erst vierundvierzigjährigen Dasein ein allzu frühes Ende bereitet.

„Unmöglich, unmöglich!" rief Martha an seinem Lager verzweifelt und immer wieder aus. „So jung noch und schon tot!" meinte sie klagend zum alten Sanitätsrat, der als Hausarzt herbeigerufen war und nun erschüttert vor dem Heimgegangenen stand — unfähig, ein Wort des Trostes zu sagen.

„Aber so sprechen Sie doch . . . Es kann doch nicht sein . . .", wandte sich Martha hilfesuchend an ihn.

Da legte der alte Herr feierlich die Hände des Toten ineinander, nahm tränenden Blickes von ihm Abschied und sprach, im Hinausgehen sich noch einmal nach ihm umwendend, still die vielsagenden Worte: „Du starbest am gebrochenen Herzen!"

Fassungslos stierte Martha vor sich hin. Ein Schleier zog sich von ihren Augen. Dann brach sie schluchzend am Lager des Verblichenen zusammen und stammelte immer wieder die unsagbar trostlose Erkenntnis: „Zu spät . . zu spät . . ."

Wie sieht der neue Schönheitstyp des Films aus?

So oder so?



Käte von Nagy,

die zarte ungarische Schönheit, die von der Ufa als Star für mehrere ihrer Großfilme engagiert wurde.



Hilde Gebühr,

die blonde Tochter des Otto Gebühr-Fridericus, die von der Deutschen Universal als neuer Star gewonnen wurde.

Sofaschoner flüsterten eindringlich: „Lehn' Dich nur nicht an!" Aus dem Samt ungemütlicher, verschnörkelter Sessel, auf die man sich nur ganz vorne hin zu setzen wagte, drang der Geruch von Staub.

Tante Amalie war eine gute Seele. Doch alles, was mir von ihr in der Erinnerung blieb, ist dieser Modergeruch ihrer „guten Stube".

Ich glaube, es wird Zehntausenden nicht anders ergehen als mir. Denn die gute Tante Amalie war ja damals in unzähligen von Exemplaren vertreten, und einige haben sich sogar als lebende Fossilien aus altersgrauen Tagen in unsere Zeit hinüber gerettet. Sich selbst, ihre „guten Stuben", ihre gehäkelten Sofa- und Bandschoner, ihre verschnörkelten Möbel, ihre Nippsachen, ihren Staub und ihren Modergeruch.

Eigentlich sollte man sie in Museen stecken. Oder zum Nutzen der Allgemeinheit auf Hygiene-Ausstellungen zeigen. Daneben eine Wohnung von heute mit ihren hellen Zimmern voller Licht und Luft, ihren glatten Wänden und den fehlenden dunklen Winkeln, mit den klaren, einfachen Linien ihrer Stahlmöbel, an denen der Staub nicht haften kann.

Ich glaube, selbst Tante Amalie würden dann die Augen aufgehen, und sie wäre entsetzt über ihre muffige Wohnung. Sie, die für damalige Begriffe ihren Haushalt vortrefflich zu leiten verstand, die von Morgen bis Abend putzte und arbeitete und doch nie recht fertig wurde mit den tausend Staub fangenden Ecken und Winkeln ihrer Wohnung und ihrer Möbel, sie müßte mit Begeisterung sehen, wie in unseren modernen Heimen durch Heranziehung bisher ungebräuchlicher innenarchitektonischer Werkstoffe wie des Stahls Hygiene und Wohnlichkeit zu gleicher Zeit voll zur Geltung kommen. Und sie, deren Küche mit ihren alten schweren Möbeln aus ihrer Mutter Jugendzeit ihr Stolz war, würde auch hier Wunder erleben. Ich weiß noch, wie sie meiner Mutter klagte, daß ihr beim täglichen Abscheuern der großen Küchentische das Wasser in alle Fugen lief und sich dort mit allen möglichen Dingen, Seifenresten, Fett und Holzmehl, zu einer unangenehmen, die Ritzen füllenden Masse verband. Bei aller Pietät vor den ehrwürdigen Möbeln würde sie heute bestimmt ihre hölzerne Kücheneinrichtung gern gegen eine Stahlküche vertauschen, die allen Anforderungen moderner Hygiene, Kraft- und Zeitersparnis entspricht und gleichzeitig anheimelnd wirkt. Die sparsame Tante Amalie würde mit Vergnügen erfahren, daß durch Rationalisierung und Serienfabrikation diese Stahlküchen heute schon etwas billiger sind als Holzküchenmöbel.

Leider hat sie alle diese Wandlungen nicht mehr erlebt. Es wäre ihr sonst manches erspart geblieben. Sie war bei all ihrer Klugheit und Güte der Typus der strengen alten Dame von damals, die steif aufgerichtet inmitten ihrer kalten Pracht saß, weil sie es nicht anders kannte. Es wäre ihr ja auch reichlich schwer gefallen, in der Umgebung, die eine irrige Wege beschreitende Innenarchitektur geschaffen hatte, eine bequeme oder gar lässige Haltung einzunehmen. Ihre Wohnung, ihre Möbel waren nicht etwa nach ihrem Charakter zugeschnitten, sondern ihr ganzes Wesen mußte sie zwangsläufig dieser Steifheit anpassen, die Pracht vortäuschen wollte und doch nur Fassade war. Wie sollte sie als junges Mädchen, als junge Frau vergnügt durch eine Wohnung, durch ein Leben eilen, wo hundert Ecken standen, um sich sie bewegen inmitten aller Samtsessel, Plüschsofas, dunklen Portieren, geschnitzten und gedrechselten Möbel, inmitten aller Vorurteile, unnötig gezogenen Schranken und veralteten Anschauungen.

Schade um sie! Ich glaube, wenn sie heute noch einmal zur Welt käme, die nach Licht, Luft, Hygiene und wahrem Lebensgenuß strebt, Tante Amalie würde das vergnügte Wesen sein, das sie im Grunde war, das aber ihrer gewohnten Umgebung zum Opfer fiel und nie hervortreten konnte.

Der Liebe verschlungene Pfade

Von G. W. Beyer.

Die Liebe ist, wenn man es genau nimmt, auch der Mode unterworfen. Vor sechzig Jahren, als die Frauen es noch nicht nötig hatten, zur vollschlanken Linie zurückzukehren, weil sie nie von ihr abgewichen waren, mußte der Mann ein kraftstrotzender Tyrann im wallenden Bart sein, zu dem das Weib aufsehen konnte wie zu einem Halbgott. Heute darf er mit den Augen eines abgestochenen Kalbes durch seine Hornbrille glotzen, Knickerbocker über den mageren Waden tragen und den Mund halten.

So ähnlich wenigstens stellten sich die Freundinnen des kleinen Fräulein Margarete Wanders aus Giengen den Mann ihrer Wahl vor. Deshalb wunderten sie sich sehr, als die dumme Pute mit sanftem Augenaufschlag erklärte: „Mein Mann muß auch mein Held sein können." Wie war es nur möglich, so rückständige Ansichten zu äußern.

Doch Margarete ließ sich nicht belehren. Sie hörte geduldig alle Vorträge über die endlich errungene Freiheit der modernen Frau an und sagte zum Schluß ungerührt: „Ja, ich möchte aber doch einen energischen Mann finden, vor dem ich Achtung haben muß." Da wandten sich die Freundinnen von ihr ab: „Bei Dir ist Hopfen und Malz verloren!"

Angesichts dieser so maßlos übertriebenen Selbstverleugnung war es natürlich kein Wunder, wenn Margarete bald den Ersehnten fand. Er trug einen regelrecht Schnurrbart, sah aus, als könnte er selbst einer Schwiegermutter mit Erfolg trotzen, verschmähte grundsätzlich Pumphosen, und seine Stimme hatte etwas Hartes, unendlich Männliches. „Mein Ideal!" Das Schönste an ihm waren aber die wundervollen Bügelfalten, auf die er außerordentlichen Wert legte. Begeistert antwortete Margarete auf die Frage, ob sie dem ehrbaren Jüngling Heinrich Pertan eine treue und folgsame Gattin sein wolle, mit einem lauten „Ja!".

Wie man sieht, war Margarete regelrecht verliebt. Dementsprechend fielen auch die Flitterwochen aus. Sie waren so schön, daß sie gar keine Zeit fand, sich selbst darüber Rechenschaft zu geben, ob Heinrich der Starke, auch wirklich in jeder Beziehung ihre Hoffnungen erfüllte. Ihr wollte es nur manchmal so scheinen, als beuge sich der Mann nur allzu schnell ihren kleinen, harmlosen Wünschen. Aber vielleicht wollte er die Zügel nur ganz langsam straffer ziehen. Um dieser Großmut willen glaubte sie ihn — wenn es überhaupt möglich war — noch mehr lieben zu müssen.

Doch eines Tages nahmen die Flitterwochen ein Ende. Wenn man es so richtig betrachtet, war Margarete in dieser Beziehung ausschlaggebend. Sie wollte endlich die hingebungsvolle, aufopfernde Gattin sein dürfen, die ihren Haushalt nur führte, um dem Manne das Leben schön zu machen. Auf der Hochzeitsreise hatte sie hierzu keine Gelegenheit gehabt. Der Einzug in ihre Wohnung wurde ihr zum Fest.

Leider folgte die Enttäuschung auf dem Fuße. Margarete hatte es sich so wunderschön ausgemalt, wenn sie abends auf einem Hocker zu Füßen ihres Mannes sitzen und ihn über den Speisezettel für die nächste Woche entscheiden lassen würde. Doch als sie sich mit Bleistift und Papier bewaffnet einstellte, sagte er: „Bitte, das ist Deine Sache allein." Der Abend war ihr dadurch verdorben.

Nun bemühte sich Margarete, auf andere Weise die Männlichkeit ihres Gatten auszustacheln. Was sollte sie denn mit einem Ideal, das plötzlich keins mehr war? Zuerst versuchte sie es dort, wo andere Männer sonst am reizbarsten sind: „Ich muß ein neues Kleid haben!"

„Bitte, kaufe Dir, was Du gebrauchst", sagte Heinrich mit jener entsetzlichen Sanftheit, die gar nicht zu seiner harten Stimme paßte.

Dann ließ Margarete ihren sanften Ehemann eines Morgens ohne Frühstück ins Geschäft gehen. Da brachte er ihr am Abend Blumen mit: „Liebling, Du fühltest Dich heute morgen sicher nicht wohl."

Unaufgeräumte Zimmer, angebrannte Suppen, verkohlte Braten, ungestopfte Strümpfe, Freude gönnte, so beschloß er, von jetzt an seine zu heißes und zu kaltes Rasierwasser, selbst schwiegermütterlicher Besuch, alles nützte nichts. Heinrich ließ sich nicht aus der Fassung bringen, blieb der immer liebenswürdige, aufmerksame, zartfühlende Gatte, den sie nun einmal nicht haben wollte. Wo war der Mann?

Schließlich geriet Margarete in ihrer Verzweiflung auf einen fürchterlichen Gedanken. Das war, als Heinrich eines Abends schön sittsam neben ihr auf dem Diwan saß und sie nicht etwa fest an sich drückte, sondern ängstlich seine Hosen in die Höhe zog, um seine Bügelfalte zu schonen. „Aha" dachte sie, „jetzt fällt mir wieder ein, was seine schwache Seite ist. Dort muß ich ihn packen."

Das tat sie gründlich, dermaßen gründlich, wie es nur ein verzweifeltes und verliebtes Weib tun kann. Als nämlich Heinrich am nächsten Morgen seine am Tage vorher so geschonte Hose anziehen wollte, fand er an ihrer Stelle nur eine vollkommen aus der Form geratene Ziehharmonika, die früher einmal ein Beinkleid gewesen sein konnte. „Donnerwetter!" war das Klügste, was Heinrich daraufhin zu sagen wußte. Dann ging er zum Schrank, um eine andere anzuziehen. Er erstarrte. Was war aus allen seinen schönen Hosen geworden! Konnte man diese formlosen Dinger da Hosen nennen?

Da stürmte Heinrich mit zitterndem Schnurrbart ins Eßzimmer. Margarete hörte ihn kommen und lehnte sich in täuschend gespielter Gleichgültigkeit zum Fenster hinaus. „Wo sind meine Bügelfalten?" schrie der plötzlich erwachte, in seinen höchsten Gefühlen getroffene Mann. „Such' sie Dir!" antwortete Margarete mit einer Kühnheit, vor der sie selbst erschrak.

Da geschah etwas Fürchterliches!



Maria Jeritza singt zum ersten Mal in der Berliner Staatsoper.

Maria Jeritza,

die weltberühmte Wiener Sängerin, gibt zum ersten Mal ein Gastspiel an der Berliner Staatsoper Unter den Linden. Frau Jeritza singt zugunsten der Wohlfahrtskassen des Vereins Berliner Presse die Tosca in der gleichnamigen Oper Puccinis.

Ein paar Frauen, die sich auf der Straße angeregt über die neuesten Ereignisse in der Nachbarschaft unterhielten, prallten schreiend zur Seite. Ein helles Bündel flog aus einem Fenster des ersten Stocks und schlug auf dem Pflaster auf. Als sich die Nachbarinnen von ihrem Schreck erholt hatten, untersuchten sie das Päckchen Elend und stellten mit Befriedigung fest, daß ihnen neuer Unterhaltungsstoff geboten worden war. Denn das Bündel richtete sich stöhnend auf, knickte mit einem Bein wieder zusammen und entpuppte sich als Frau Margarete Pertan. Sie lächelte unter Schmerzen, nahm dankend die hilfreichen Arme zweier Nachbarinnen und humpelte ins Haus zurück.

Auf der Treppe kam ihr der Mann entgegen. Er hatte — welche Selbstüberwindung! — eine Hose ohne Bügelfalte übergestreift und war das bleiche Grauen selbst. Er fiel vor Freude beinahe auf die Knie, als er Margarete lebend und nur leicht beschädigt sah. Dann lud er die zu Fuße Last — schöner konnte es in keinem Roman sein — auf seinen plötzlich so starken Männerarm und trug sie in die Wohnung. „Verzeih' mir!" war er die Zerknirschung selbst, als sie auf dem Diwan lag. „Ich bin nicht würdig, von Dir noch angesehen zu werden. Ich weiß selbst nicht, wie ich zu der Wahnsinnstat kam."

Doch sie legte ihm die Hand auf den Mund und lächelte glücklich: „Mein großer, starker Held!" Dann stand sie auf und bügelte trotz ihres verstauchten Fußes seine Hose mit inbrünstiger Liebe zur messerscharfen Schneide.

Heinrich saß daneben und wunderte sich. Und da er ein so braver und aufmerksamer Ehemann war, der seiner Frau jede nur mögliche Frau gelegentlich ein wenig anzuhauchen. Das Fenster konnte dabei in Zukunft ruhig geschlossen bleiben.

Tanten und Onkel, die keine sind

Man sollte frühzeitig darangehen, in Kindern schon einen Sinn für Distanz, für Unterschiede zu wecken und zu schärfen. Man sollte Aeußerlichkeiten wie die Unsitte, Kindern jede unbekannte Frau als „Tante" und jeden Mann als „Onkel" vorzustellen, nicht zu leicht nehmen. Es bedeutet ein großes Glück, Tante zu sein, in besonderem Maße natürlich für die Frauen, die nicht Mutter sein können. Aber in unseren Tagen gehen unzählige „Tanten" herum, sei es in den Kindergärten, in den Kinderheimen und nicht zuletzt in den Schulen, die in ihrem gesamten Lehrbild, in der gesamten Methode, Anspruch darauf machen, als besonders modern und fahrbrechend gewertet zu werden. Daß ein Kind in der Schule, die es schließlich für den Lebenskampf stählen soll, die das Fundament für jedes weitere Vorwärtskommen dokumentiert, bestimmt nicht besänftigt ist, wenn Herr oder Fräulein P. P. es unterrichtet und nach dem Unterricht mit ihm plaudert als wenn „Onkel" oder „Tante" P. P. das tut, scheint mir eine nicht leicht wegzuleugnende Tatsache. Viele Mütter oder Lehrer werden sich vielleicht dagegen wehren und sagen, daß die Beziehungen zwischen den Kindern und den Erwachsenen lebendigere seien, wenn man mit den Kindern gewohnte, verwandtschaftliche Redewendungen gebraucht. Es scheint nicht so, denn in Betrieben, in denen diese Unsitte abgeschafft wurde, konnte man feststellen, daß Kinder ebenso vergnügt und unbefangen mit ihren Vorgesetzten stehen, daß das Gemeinschaftsgefühl ebenso ausgeprägt ist, wie wenn „Tante" mit den Kindern spazieren geht oder spielt. Hinzu kommt die Unsitte, daß die Bezeichnung „Tante" auch für die Leitenden untereinander gebraucht wird: In einem Kinderheim hat man Bezeichnungen wie „Tantenessen" im Speisebuch und „Tantenwäsche" im Wäschebuch gefunden! Es sind gerade aus den Reihen der Beteiligten Klagen zu hören gewesen, die die Geschmacklosigkeit und Formlosigkeit dieser Dinge angriffen.

Aber nicht nur von Instituten soll die Rede sein. Selbst innerhalb der Familie reden Kinder jeden unbekannten Herrn als „Onkel", jede fremde Frau als „Tante" an. Ja, jeder Fremde pflegt überhaupt mit „du" angeredet zu werden und das häufig in einem Alter, wo der feine Unterschied der Anrede schon bewußt gemacht werden könnte. Hier sollte man doch rechtzeitig daran gehen, im Kinde den Sinn für Distanz zu wecken. Gewiß wird man entgegenhalten: In England zum Beispiel kenne man den Unterschied der Anrede gar nicht, aber wir leben schließlich in Deutschland und man weiß nicht, ob nicht gerade in dieser doppelten Möglichkeit, Menschen anzureden, ein besonderer Sinn zu sehen ist! Für andere Beziehungen als für verwandtschaftliche sollte man nicht Begriffe wie Vater und Mutter, Onkel und Tante gebrauchen und entweihen. Wahltanten und Wahlonkels sind letzten Endes Begriffe und Bezeichnungen, die Erwachsene selbst wählen, wenn die Kindheit längst hinter ihnen liegt und sie sich für Menschen positiv entschieden haben.

Kinder, die gewohnt sind, jeden Menschen mit „du" anzureden, sind häufig allzusehr Mittelpunkt des Hauses. Man weiß ja, wie erfreulich die Beziehungen zwischen Kind und Erzieher sein können. Man denke an die blinde Helen Keller, die in ihrer Lehrerin ihr zweites Ich sah. Verstehen und Vertrauen hängen letzten Grundes als Faktoren „geistiger Mütterlichkeit" nicht von Begriffen und Bezeichnungen ab, die der familiären Sphäre entlehnt sind.

Dr. O. Bl.

Tägliche Körperpflege

Die Notwendigkeit einer vernünftigen Körperpflege ist heute eine allgemeingültige Erkenntnis. Der Körper spielt eine ganz andere Rolle als früher, und man verlangt von ihm das Höchstmaß an Leistungsfähigkeit. Daher sollte sich jeder Zeit gönnen, das Kapital an Gesundheit und Frische, das die Natur ihm mitgegeben hat, zu bewahren und hochwertig zu verzinsen.

Dem einen sind tägliche Bäder ein Lebensbedürfnis, den anderen ermüden sie. Den einen erfrischt die tägliche Dusche, den anderen macht sie nervös. Was aber mit ruhigem Gewissen jedem empfohlen werden kann, sind Waschungen mit kaltem Wasser vom Kopf bis Fuß.

Heiße Bäder sind auf alle Fälle nicht ratsam. Einmal sind sie für das Herz schädlich, zum anderen erschlaffen sie die Haut und es